

rechtlichen Rahmenbedingungen des Handels: den Markt- und Handelsrechten in Mittelalter und Früher Neuzeit (*C. Esch*), der Handels- und Marktpolicey (*J. Staudenmaier*) sowie den Bürger- und Gewerberechten (*L. Hörl*). Die Bamberger Jahrmärkte der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts behandeln die Beiträge zu den jüdischen Messbesuchern (*M. Schmölz-Häberlein*) sowie zu den im Bamberger Intelligenzblatt annoncierten Waren und ihren Verkäufern (*M. Berger*). Auf Basis dieses Mediums können etwa der Umfang der Bamberger Kaufmannschaft, die dominierenden Händler und ihre Waren, die Bedeutung der Jahrmärkte und die Herkunftsorte ihrer Besucher statistisch erfasst und analysiert werden.

Auf die häufig als Wendepunkt der oberdeutschen Wirtschaft aufgefasste Krisenzeit des Dreißigjährigen Kriegs und die direkte, von Stagnation gekennzeichnete Nachkriegszeit konzentriert sich der Beitrag von *J. Hasselbeck*, wobei soziale Schichtung und Kreditbeziehungen der Bamberger Kaufleute im Zentrum des Interesses stehen. Eine umfangreiche Analyse der Klosterökonomie der Barockzeit am Beispiel des Warenhandels des Klosters Michelsberg bietet *A. Schenker*.

Der thematisch vielfältige und erfreulich lesbar gestaltete Band belegt nachdrücklich die notwendige Verbindung lokaler und regionaler Ökonomien mit weiträumigeren Wirtschaftsbeziehungen in der Handelsgeschichte. Nur auf dieser Basis wird es möglich sein, dem Warenaustausch, der nicht nur über die großen Emporien wie Venedig oder Amsterdam vollzogen wurde und dessen globale Dimension nicht überschätzt werden sollte, adäquat zu beschreiben. Für Bamberg und sein Umland haben Mark Häberlein und Michaela Schmölz-Häberlein mit ihren Autorinnen und Autoren gezeigt, was geleistet werden kann. Es wäre erfreulich, wenn ähnliche Studien zu anderen Städten folgen würden.

Michael Riekenberg, Staatsferne Gewalt. Eine Geschichte Lateinamerikas (1500–1930). Frankfurt am Main/New York, Campus 2014. 247 S., € 24,90.
// DOI 10.1515/hzhz-2016-0098

Felix Schnell, Colchester

Man könnte denken, in diesem Buch würde ein halbes Jahrtausend lateinamerikanischer Geschichte auf Mord und Totschlag reduziert. Aber Michael Riekenberg führt dem Leser vor Augen, dass wir nicht viel über Lateinamerika verstehen, wenn wir uns nicht mit der Praxis und Organisation von Gewalt auseinandersetzen.

Staatsferne ist zwar keine spezifisch lateinamerikanische Erscheinung – „Staatsnähe“, wie sie sich seit dem 19. Jahrhundert in Teilen der nördlichen Hemisphäre entwickelte, stellt globalhistorisch eher die Ausnahme dar; sie ist aber zur impliziten Norm geworden, an der Staatlichkeit oft gemessen und mancher historische Gegenstand verfehlt wird. Staatsferne bedeutet gerade nicht, dass der Staat nicht existiert. Er ist vielmehr das „anwesend Abwesende“: er existiert als Begriff und Vorstellung. Was nicht existiert, ist eine zentral gesteuerte, normierte und systematische Performanz von Staatlichkeit. Daher ist der Staatsbegriff hier sehr vage – er kann und muss von lokalen Strukturen und Personen als Idee gefüllt und konkret realisiert werden. Dabei entstehen situationsspezifische Synkretismen, in denen sich „Staat“ und lokale Machtstrukturen vermischen. Dass der kolonial importierte Staatsbegriff überhaupt eine Rolle spielt, ist auf den Umstand zurückzuführen, dass im Kampf verschiedener lokaler Gruppen um Macht und Einfluss aus ihm symbolisches, materielles und politisches Kapital geschlagen werden kann. Entsprechend existierte in den meisten Regionen Lateinamerikas auch kein staatliches Gewaltmonopol, sondern eine „segmentäre Gewaltorganisation“, in der miteinander konkurrierende, sich aber auch gegenseitig anerkennende Akteure involviert waren. Dies führte nicht zu wilder, unkontrollierter Gewalt, sondern meistens zu einem erstaunlich stabilen Gleichgewicht der Kräfte. Die jeweiligen Gewalthaber mussten ihre Bereitschaft und Fähigkeit zur Gewalt durch demonstrative Gewalttaten unter Beweis stellen – gerade deshalb aber blieb sie meistens begrenzt, denn es reichte, dem Gegner die eigene Stärke vor Augen zu führen. Die vermeintliche „Grausamkeit“, die manchmal damit einherging, muss wiederum als Semantik begriffen werden, die die kommunikative Funktion dieser Taten sicherstellte. Selbst die lateinamerikanische Moderne brachte die segmentäre Gewaltorganisation nicht ganz zum Verschwinden – oder in anderer Form sogar wieder hervor.

Der Verdacht liegt nahe, dass ein Buch von zweihundert Seiten über fast fünfhundert Jahre Geschichte eines Kontinents oberflächlich bleiben muss, aber Michael Riekenberg ist das Kunststück gelungen, anhand einzelner Tiefenbohrungen ein Buch zu schreiben, in dem wir viel über Lateinamerika, staatsferne Gesellschaften, symbolische Dimensionen von Gewalt sowie effektiven wie ökonomischen Gebrauch des kulturtheoretischen Arsenal von Elias bis Foucault lernen. Ein solches Buch gelingt nicht jedem und es sollte über die Lateinamerikanistik hinaus eine breite akademische Leserschaft finden.

Dass britische Geschichte zwischen dem 17. und dem 21. Jahrhundert immer noch aus klein-englischer Perspektive geschrieben werden kann, ist zumindest erstaunlich, aber offensichtlich denkbar. Zwei der 18 Beiträge des vorliegenden Sammelbandes stammen von Autoren mit Sitz in den USA, alle anderen besitzen ein englisches Standbein, noch nicht einmal ein schottisches oder irisches. Dabei kann man sich ausführlich über den am Trinity College in Dublin sozialisierten Edmund Burke informieren, ebenso über andere Große der konservativen Ideenwelt wie z.B. Benjamin Disraeli und Winston Churchill. In einem weiten Bogen von den späten Stuarts bis zur konservativen Partei unter Thatcher, Major und Cameron behandelt der Band britische Außenpolitik im Licht konservativer Wertvorstellungen. Wie facettenreich diese Fragestellung zwischen Europa und Empire ist, liegt auf der Hand, und wie spannungsreich, ebenfalls. Hat sich die Partei einerseits stets als Vertreterin nationaler Interessen begriffen, so stehen ihre imperialen Ambitionen und internationalen Verflechtungen selbstverständlich nicht in einem Widerspruch dazu. Ein vermeintlicher Gegensatz aber, der historisch immer wieder aufgemacht wurde, war derjenige zwischen überseeischem Kolonialreich zum einen und Engagement im kontinentalen Europa zum anderen. Die Küsten Australiens und Südafrikas, so lauteten die daraus abgeleiteten Argumente, seien den Felsen von Dover näher als die Normandie. Die Einzigartigkeit des Britischen Empires bestand neben vielen anderen Aspekten aber auch darin, dass es Kolonien in Europa besaß wie Malta und Zypern, woran sich schön illustrieren lässt, welches Ministerium für deren Verwaltung letztlich zuständig war.

In den Administrationen für Außen- wie Kolonialpolitik haben über die Jahrhunderte hinweg die Tories dominiert, so dass es naheliegend ist, ihnen in dieser Seite der politischen Welt maßgeblichen Einfluss zuzuschreiben. Deshalb von einer „deep history“ zu sprechen, was nichts anderes bedeuten soll als unverrückbare ideenpolitische Traditionsbestände zwischen dem Zeitalter der englischen Revolutionen und der Gegenwart nachzuweisen, ist allerdings mehr als fragwürdig. Denn so statisch und politisch konstant in Fragen des Patriotismus, Internationalismus, Skeptizismus gegenüber Veränderungen in den Außenbeziehungen und ideologi-